



Daniel B. Peterlunger @ Michèle Haller

Alena Ehrenbold, wer sind Sie?

Ich bin ein sehr aktiver, leidenschaftlicher und nicht ausgesprochen geduldiger Mensch. Wenn ich etwas anpacke, muss es vorwärts gehen. So arbeite ich auch gern im Team – gehts dabei jedoch nicht wirklich vorwärts, dann packe ich die Dinge lieber alleine an, auch Reisen in andere Länder. Mein Fernweh und mein Geist pendeln zwischen der Schweiz, wo ich intellektuell beansprucht werde, was ich liebe und brauche, und jenen Ländern mit guten Wellen. Meine Leidenschaft äussert sich aber zusätzlich auf einem ganz anderen Gebiet: Ich esse fürs Leben gern! Und ich betreibe ebenso gern und leidenschaftlich Sport: wenn es die Arbeit zulässt, jeden Tag.

Wo sind Sie aufgewachsen? Wie kamen Sie ins oder aufs Wasser?

Seit meiner frühesten Kindheit – ich bin mitten in Luzern, am Hang direkt oberhalb der Seebucht aufgewachsen – ist Wasser für mich zentral. Ich konnte schon im Alter von drei Jahren schwimmen. Meine Grossväter besaßen beide ein Boot, das sie zum Angeln auf dem Vierwaldstättersee benutzen. Ich durfte oft an Bord mit dabei sein. Da mein Vater für die damalige Swissair arbeitete, gehörten Reisen in ferne Länder zu unserem Familienprogramm. Und da gings immer ans Meer: Von Griechenland über die Malediven bis nach Florida, wo ich zum ersten Mal ein Krokodil sah.

Badeferien am Meer und Bootfahren sind für viele Schweizer wichtige Elemente ihres Lebens, Wellenreiten hingegen...

Ich erinnere mich gut an einen meiner ersten Geburtstagswünsche: Ich wollte unbedingt ein Boot, ein schwimmfähiges Spielzeugmodell mit Batterie-Motor. Die Verkäuferin im Spielwarengeschäft meinte, das sei etwas für Buben, nicht für Mädchen! Mein Vater übergab den Einwand. Das gefiel mir. Als Kleinkind lag ich stundenlang im seichten Meer und liess mich von der Brandung umspülen...

... sind Sie deshalb Surferin? Oder gab es ein Schlüssel-erlebnis?

Zum Surfen kam ich vor zehn Jahren durch meinen damaligen Freund. Er konnte es, ich nicht. Während er glücklich Wellen hinab surfte, verwirbelten sie mich und warfen mich an Land. Es war schmerzhaft, es war schrecklich. Nach diesem ersten Versuch in Frankreich dauerte es ein ganzes Jahr, bis ich erneut einen Anlauf wagte und einen Surfkurs in Portugal besuchte. Ich erkannte, dass Surfen zwar schwer zu lernen, aber doch ganz toll ist. Das Schlüsselerlebnis – und mit ihm dann die wirkliche Leidenschaft fürs Surfen – kam jedoch erst gut zwei Jahre später auf Lombok in Indonesien.

In der Welt der Wellen

Alena Ehrenbold (31) studierte an der Uni Zürich Betriebswirtschaft und unterrichtet als Gymnasiallehrerin in ihrer Heimatstadt Luzern Wirtschaft und Recht. 2010 war sie Schweizermeisterin im Wellensurfen. Dieses Jahr feierte der erste Schweizersurffilm «I Wanna Surf» Premiere – mitproduziert von Alena Ehrenbold.



Das Wellenreiten besteht, zeitlich gesehen, mehrheitlich aus Warten auf den, wie Surfer sagen, guten Swell. Dann gibts bloss ein paar Sekunden Hightime – ist es die Mühe wert?

Langweilig ist es, dieses Warten! Doch zugleich entsteht dabei auch eine Ruhe, die mir beispielweise Zeit zum Lesen gibt – Zeit, die mir im Alltag fehlt – oder mich den Menschen des Landes und anderen Kulturen näher bringt. Im Wasser, beim Warten auf die gute Welle, sind oft Surfer aus aller Welt anwesend. So entstehen Bekanntschaften. Das Warten hat auch einen meditativen Charakter und die Mühe lohnt sich für diesen einzigartigen Moment, wenn ich wie von selber zu fahren beginne...

...und das passierte in Lombok?

Ja, vor acht Jahren. Ich lag draussen auf dem Wasser und plötzlich baute sich eine grosse, kräftige Welle auf. Andere Surfer riefen mir zu: Nimm sie! Ich paddelte los, beschleunigte und dann geschah es: Es ist ein kaum zu beschreibender Moment, wenn einem die Welle trägt, wenn die Zeit stillsteht und man eins wird mit der Natur, mit allem verschmilzt. In Lombok erwischte ich meine erste, richtig gute Welle. Es ist

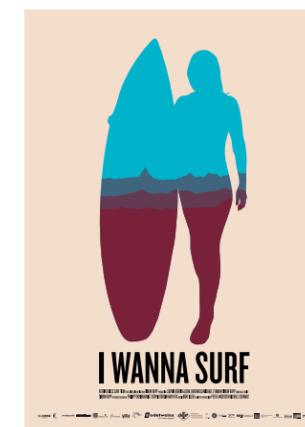
ein Ganzheitserlebnis, bei dem die üblicherweise wahrgenommene Grenze zwischen Innen und Aussen verschwindet. Das ist ein unglaublich schöner Zustand. Wer ihn erlebt hat, sucht ihn immer wieder.

... so wie etwa die Schweizer Protagonisten im neuen Film «I Wanna Surf».

Genau. Sie surfen auf stehenden Flusswellen, hinter Motorbooten auf Seen oder sie reisen dafür ans andere Ende der Welt. Der Film zeigt, wie Berner in der Aare eine künstliche Flusswelle bauen wollen, oder Auswanderer, ewig Reisende. Die Surferinnen und Surfer der Schweiz sind ein Volk von Lebenskünstlern. Doch wie bringen sie Arbeitsalltag und Ausbruch unter einen Hut? Der Film begleitet mehrere Menschen der hiesigen Surfszene auf ihrer Suche nach der Welle und bei dem, was sie am liebsten machen: surfen.

War es Ihre Idee, die dem Film zu Grunde liegt?

Ja, und ich suchte Leute, die bei der Realisation mitmachen könnten und so lernte ich den Filmemacher Timon Rupp kennen, der – unabhängig von mir – die gleiche Idee hatte! Obwohl das Wellenreiten als



Rand- oder Nischensportart gilt, sind laut einer Studie der Uni Bern rund 10 000 Menschen in der Schweiz in irgendeiner Weise mit Wellen und Surfen verbunden. Immerhin.

Und wie bringen Sie persönlich das Surfen und die Arbeit unter einen Hut?

Es ist in erster Linie eine knifflige Organisationsfrage. Ich habe keine Leerzeiten, kein TV – ich bin eigentlich eine Surferin mit Agenda... (lacht)... Glücklicherweise bin ich flexibel und meine wirkliche wohlwollende Schulleitung ist es ebenso. Mit einem Pensum von 70 bis 80 Prozent gelingt es, quasi ein Leben auf zwei Bühnen zu führen. Klar ist aber auch: Ich bin zuerst Gymi-Lehrerin. Vom Surfen könnte ich nicht leben.

Es gibt viele Menschen, die zwar davon träumen, das zu leben oder das zu tun, was sie am liebsten täten, es jedoch aus unterschiedlichsten Gründen nicht wagen. Sie hingegen agieren anders. Woran liegt das?

Als ich vor einigen Jahren den Semesterpreis der Universität Zürich für meine Masterarbeit in Wirtschaftswissenschaften erhielt, schien die Richtung klar: Eine klassische Karriere in der Privatwirtschaft. Doch bereits damals dämmerte mir, dass ich in meinem Leben nicht nur erwerbstätig sein wollte. Deshalb schlug ich einen anderen Weg ein. Das ist das eine. Und das andere: Vorletzten Sommer reiste ich alleine durch Südafrika, zu den kalten, grossen Winterwellen. Als ich eines Abends ins Hotel zurückkam, überraschte ich einen Einbrecher – ich stand in seinem Fluchtweg. Blitzschnell hielt er mir eine

Machete an den Hals. In diesem Moment wurde mir klar, an welch' seidenem Faden das Leben hängt... Weshalb sich der Mann ohne mich zu verletzen zurückzog, weiss ich nicht, aber ein solches Erlebnis lässt einen das Leben und sein eigenes Agieren anders bewerten. Und gestalten! Das tue ich.

Zurück zu den Wellen. Was ist für Sie eine ideale Welle?

Es gibt sie eigentlich in jeder Session, man muss sich nur anpassen. Für mich sind 2 bis 2,5 Meter Wellenhöhe ideal. Am liebsten ein Point Break, das heisst, die Welle bricht an einer einzigen Stelle und läuft eine Wellenwand bildend weiter. Optimal ist, wenn an einer Stelle eine Tube, ein Wellentunnel, entsteht. Durch diesen Tunnel kann ich versuchen hindurch-zusurfen – und das ist fantastisch!

Hierzu müssen aber viele Parameter zusammenpassen, etwa die Windrichtung und die Gezeiten. Sind wir in der Spring- oder Nipptidenphase? Die Stärke der Welle, ihre Schubkraft, spielt ebenfalls eine wichtige Rolle: Je grösser der zeitliche Abstand zwischen zwei Wellenzügen ist, desto besser. Gut sind 10 bis 20 Sekunden, abhängig vom Spot.

Wer sagt, es gibt gute Wellen, sagt zugleich, es gibt schlechte Wellen. Wie sind letztere beschaffen?
Schlechte Wellen haben einfach keinen Saft!

Gab es Wellen, die derart furchteinflössend waren, dass Sie am Strand blieben?

Oh ja! Zu gross, zu nahe an den Felsen, das falsche Board dabei – das kommt immer wieder vor.

Sie surfen in Frankreich, Spanien, Portugal, in Irland, Jersey, Sri Lanka, Costa Rica, Panama, Australien, Nicaragua, Mexico, auf den Malediven, auf Hawaii, im Senegal und immer wieder in Indonesien und auf den Kanaren – weshalb?

Auf Hawaii, den Kanaren und in Indonesien gibts einfach regelmässig die besten Wellen. Das hängt mit der Lage dieser Inselgruppen zusammen, mit der Topografie des Meeresbodens und den Strömungen – beide Archipele sind vulkanisch und stehen an der Kante grosser tektonischer Platten.

Was empfehlen Sie Interessierten, die noch nie auf einer Welle surfen, es aber versuchen möchten?

Einen Surfkurs. Ab knapp 300 Franken gibts bereits einwöchige Kurse an Frankreichs Atlantikküste, in Spanien oder in Portugal. Fürs spätere individuelle Üben kommen noch geringe Kosten für die Brettmiete dazu. Auch in Indonesien, beispielsweise auf Bali, werden für wenig Geld Kurse angeboten – und das Wasser ist warm.

Jetzt arbeiten Sie in Kooperation mit dem Schweizer Fernsehen an einem Beitrag. Worum gehts?

Es ist für die sogenannte «Winter Challenge». Meine Challenge wird sein, im Baskenland eine Welle zu surfen, die – bedingt durch ihre Grösse – eine höhere Geschwindigkeit aufweist, als ich durch Paddeln erreichen kann. Um sie surfen zu können, muss ich mich zum Starten durch ein Wetbike ziehen, sprich mich beschleunigen lassen. Und dann... Mehr sei hier nicht verraten – die Sendung wird voraussichtlich im März 2015 ausgestrahlt.

Wo geht es als nächstes hin?

Im Dezember nach Taiwan, an die Südostküste. Ein Surfrevier, das bei uns unbekannt ist. Ich freue mich, diese für mich neue Welt und die dortige Kultur kennenzulernen.

Wir wünschen Ihnen eine gute Reise! 🌊

